

# Auf dem Weg zur Sorgeskultur

Blinde Flecken in der  
alternden Gesellschaft

Herausgeber:  
Ulrich Lilie, Wolfgang Beer, Edith Droste, Astrid Giebel

# Inhalt

## Vorwort

Ulrich Lilie, Wolfgang Beer, Edith Droste, Astrid Giebel  
S. 5

## Sorgende Gemeinschaften entwickeln

Vom Verschwinden des Alters und vom  
Ende der Unsterblichkeit.  
Zukunftsperspektiven zu Leben, Alter(n), Sterben  
Werner Schneider  
S. 12

## Gutes Leben im Alter und das Leitbild der Caring Community

Thomas Klie  
S. 38

## Caring Communities als gelebte Sorgeskultur. Gemeinsame Sorge um vulnerable Menschen in den Kommunen

Ruth Baumann-Hölzle, Jean-Pierre Wils, Hildegard Huber, Gerda Graf  
S. 56

## Begleitung alter Menschen in der letzten Lebensphase. Impulse für ein gemeinsames Wirken von Kirche und Diakonie

Ralph Charbonnier  
S. 72

## Sorgeskultur gestalten

### Grundelemente einer Ethik der Sorge

Giovanni Maio  
S. 88

### Gebrechlichkeit und Verletzlichkeit – altersmedizinische Versorgung im Wandel

Brigitte R. Metz  
S. 104

### Hospiz- und Palliativkultur in der alternden Gesellschaft. Wie Altenpflegeheime bei steigenden Anforderungen würdevolle Orte des Lebens und Sterbens bleiben können

Katharina Ruth  
S. 120

### Stationäre Altenpflege und Ambulante Hospizdienste – Grundlagen, Erfahrungen, Perspektiven

Burkhard Batze  
S. 136

### Sorgeskultur für alte Menschen, die in Pflegeheimen leben

Katharina Heimerl  
S. 152

### Begleitung alter Menschen in der letzten Lebensphase: Ist die Qualifizierung von Auszubildenden in der Altenpflege ausreichend gegeben?

Gabriele Beckert  
S. 164

## Ausblick: Zukunft einer sorgenden Gesellschaft

Modellprojekte zur Implementierung von Hospiz und Palliative Care in der Altenpflege: Wo stehen wir, was brauchen wir fachlich-strukturell und finanziell?

Frank Kittelberger

S. 176

Sorge am Lebensende –  
Zur Bedeutung des Ehrenamtes für die zukünftige  
Entwicklung der Hospiz- und Palliativarbeit

Winfried Hardinghaus

S. 190

Neugierig auf das eigene Sterben

Henning Scherf im Gespräch mit Kathrin Jütte

S. 200

Palliative Care in Einrichtungen der stationären  
Altenhilfe braucht eine leistungsrechtliche Entsprechung

Manfred Carrier

S. 212

Sorgende Gemeinschaften schaffen Zugehörigkeit

Barbara Steffen-Bürgi, Corina Salis Gross

S. 222

Impressum

S. 234

Vorwort

Ulrich Lilie, Wolfgang Beer, Edith Droste, Astrid Giebel

## Sorgende Gemeinschaften schaffen Zugehörigkeit

Barbara Steffen-Bürgi, Corina Salis Gross

### Ausgangspunkt und Verständnis

Angesichts der verschiedenen gesellschaftlichen Entwicklungen (Alterung, Individualisierung und Zerfall traditioneller Formen von Gemeinschaften) besteht der Bedarf für die Entwicklung zukunftsfähiger Care-Modelle. Die Idee „Sorgender Gemeinschaften“ (engl. Caring Communities) beschreibt ein Sorge-Modell, welchem sowohl national wie international das Potential zugesprochen wird, den zukünftigen gesellschaftlichen Herausforderungen zu begegnen.

In der Schweiz werden „Sorgende Gemeinschaften“ insbesondere im Rahmen der Alterspolitik thematisiert, so etwa auf kantonaler Ebene (Frischknecht und Hornung 2016). Während das Thema Alter einen sinnvollen Ausgangspunkt darstellt, ist eine Sorgende Gemeinschaft – wie im Begriff bereits sichtbar wird – eine Zielsetzung und Qualität des Zusammenlebens, die sich auf alle Menschen in einem Quartier, in einer Gemeinde oder in einer Region bezieht.

Bisher gab es in der Schweiz Projekte zu einzelnen Themenbereichen (z. B. Einsamkeit, Behinderung, soziale Benachteiligung), welche bestimmte Entwicklungselemente „Sorgender Gemeinschaften“ (z. B. die Nachbarschaftshilfe) aufnahmen.

Das Konzept „Sorgende Gemeinschaften“<sup>51</sup> ist umfassender, indem der Fokus insgesamt auf die regionalen und lokalen Gemeinschaften gerichtet wird, welche in selbstbestimmten Aushandlungs- und Gestaltungsprozessen eine ihnen entsprechende Sorgeskultur gestalten und nachhaltig sichern. „Sorgende Gemeinschaften“ (im Verständnis des Projekts) bündeln bereits Vorhandenes und bieten ein Dach, unter welchem verschiedene lokale Initiativen miteinander in Verbindung gebracht werden können. Das Konzept „Sorgende Gemeinschaften“ ist ein Ansatz, der systematisiert, strukturiert, unterstützt,

<sup>51</sup> Konzept Pilotprojekt „Best Practice Sorgende Gemeinschaften“ im Kanton Bern. <https://www.zentrumschoenberg.ch/wissenszentrum/praxisentwicklung-forschung/aktuelle-projekte/>

vernetzt und eine orientierende Entwicklungsrichtung vorgibt. Die verpflichtende Verankerung (beispielsweise via Integration in die Legislaturziele der Gemeinden) sichert die Nachhaltigkeit der Prozesse zur Gemeinschaftsbildung.

Hauptziele der Entwicklungsprozesse des Pilotprojekts sind die Prozesse zur Vergemeinschaftung der Sorgeverantwortung<sup>52</sup> in den Gemeinden und die Entwicklung einer entsprechenden Sorgeskultur. Die Notwendigkeit, die Sorgeaufgaben neu zu verhandeln, zeigt sich gemäss Thelen (2014) auch in der Veränderung der Debatten um die Zuschreibungen der Sorgeverantwortung zwischen Staat, Markt und Familie (Thelen 2014).

## Vergemeinschaftung der Sorgeverantwortung als Zieldimension

Max Weber, der in Anlehnung an vorausgehende soziologische Theorien Grundlagen zum Verständnis von „Gesellschaftshandeln“ und „Gemeinschaftshandeln“ geschaffen hat, beschrieb „Gemeinschaftshandeln“ als „menschliches Handeln, das subjektiv sinnhaft auf das Verhalten anderer Menschen bezogen ist bzw. das an den Erwartungen eines bestimmten Verhaltens anderer Menschen sinnhaft orientiert ist“ (Lichtblau 2000, S. 429).

Eine *Vergemeinschaftung* liegt Weber (1972) zufolge dann vor, wenn das Handeln zweier oder mehrerer Menschen sinnhaft aufeinander bezogen ist (Lichtblau 2000, S. 430). Reuter (2008) sieht den Beitrag von Max Weber darin, dass er die Prozesshaftigkeit der Vergemeinschaftung aufnimmt. Gemeinschaften seien dementsprechend kein erratischer Block, nichts Statisches, sondern als soziale Phänomene nur in ihrer Re-Artikulation beschreibbar (Reuter 2008). Das Spezifische von Gemeinschaften zeigt sich in einem subjektiven Zusammengehörigkeitsgefühl, d. h. Gemeinschaften

zeichnen sich insbesondere auch durch eine starke affektive Komponente aus. Gemeinschaft bedeutet Zugehörigkeit, gemeinsame Werte und Reziprozität sowie geteilte Verantwortlichkeiten. Es beruht auf Vertrauen (Klie 2016). Das zwischenmenschliche Vertrauen in Gemeinschaften ist eine wesentliche Voraussetzung zur Gestaltung einer kooperativen Kultur. Gemäß Freitag (2014) ermutigt und erleichtert der Glaube an die prinzipielle Wohlgesinnung und Verlässlichkeit von Mitmenschen sowohl individuelle als auch kollektive Anstrengungen innerhalb von Gemeinschaften. Vertrauen lasse sich als Katalysator begreifen, der Austauschprozesse reibungsloser mache. Dadurch können dauerhafte und wechselseitig ertragreiche Kooperationsbeziehungen in Gang gesetzt werden (Freitag und Bauer 2014, S. 150). Die Gestaltung kooperativer Zusammenarbeit zwischen BürgerInnen, Zivilgesellschaft und Dienstleistungsanbietern erfordert Fremdvertrauen. Freitag & Bauer (2014) beschreiben Fremdvertrauen oder generalisiertes Vertrauen als ein Vertrauen, welches sich auf einen Bereich bezieht, der jenseits enger partikularistischer Lebenswelten liegt (ebd., S.153).

Auf der Ebene der Dienstleister zeigt sich dies insbesondere in der Gestaltung von Kooperationen zwischen Dienstleistungsanbietern, diese sehen sich mit einem eigentlichen Systemwechsel vom Versorgermodell hin zur gemeinschaftlichen Sorge konfrontiert. Die Entwicklung des Verständnisses von „Sorge-Aufgaben“ als Gemeinschaftsaufgabe zu verstehen, ist zudem mit einem Perspektivenwechsel von der durch Wettbewerb und Partikularinteressen geprägten Angebotsentwicklung hin zu einer auf Integration und Ergänzung ausgerichteten Netzwerkperspektive verbunden. Es ist notwendig, dass sich die Dienstleister, insbesondere des Gesundheitswesens, an lokalen und regionalen Sorge-Netzwerken beteiligen. Dazu muss der Nutzen für die Herkunftsorganisation sowie für die Netzwerkorganisation erkannt werden. Es braucht die Erkenntnis, dass niemand alleine den Blick auf das Ganze hat, es braucht die Augen und die Einsichten aller, um den sozialen Mehrwert hervorzubringen, der durch die gemeinsame Tätigkeit entstehen kann.

<sup>52</sup> Sorge im Sinne des umfassenden Care-Begriffs

## Kooperation und geteilte Verantwortung

Die Vorstellung gemeinschaftlicher Sorgeverantwortung ist ein wesentlicher Bestandteil der Konzeption „Sorgender Gemeinschaften“. Das Konzept „Pfle-gemix“ in lokalen Verantwortungsgemeinschaften und die Vernetzung von Professionellen und Laien zur Erfüllung der Care Aufgaben ist ein weiteres Element von Sorgenden Gemeinschaften. Die Idee einer Kooperation verschiedener Akteure auf Augenhöhe im Sinne einer Sorgenden Gemeinschaft lässt sich nur dann umsetzen, wenn die Institutionen, die Betroffenen, die Angehörigen und zum Engagement bereite BürgerInnen gleichberechtigt in die dafür notwendigen Aushandlungs- und Realisierungsprozesse involviert sind. Die Neuverteilung der Verantwortlichkeiten fordert von allen Beteiligten einen Umdenk- und Lernprozess, eröffnet aber auch neue Chancen und Optionen und führt in der Konsequenz zu einem Gesellschaftsentwurf, in dem Solidarität und Mitverantwortung tragende Säulen sind (Kricheldorf, et al. 2015).

Ebenso bedeutsam ist dabei der Ansatz der „geteilten Verantwortung“, welcher auf der Vorstellung aufbaut, dass alle involvierten Instanzen und die Familie synergetisch und koproduktiv zusammenwirken (Klie, 2016). Klie betont, dass der Hilfemix und die geteilte Verantwortung allein noch keine Gemeinschaft bilden, dass es aber Gemeinschaft dazu braucht. „Geteilte Verantwortung baut auf einem intelligenten Zusammenwirken, einer Kultur der Verständigung und Aushandlung sowie auf ökonomischer Effizienz des Arrangements“ (Klie, 2016, S.275). Der territoriale Zusammenhang, d. h. die Gemeinde, der Ortsteil und das Quartier, können Gemeinschaften bilden, in welchen das soziale Miteinander als gegenseitige Verantwortung geübt und gelebt werden kann. Klie (ebd.) beschreibt, dass sowohl willkürliche als auch vorgefundene Gemeinschaften „Sorgende Gemeinschaften“ sein können. Zu welchen man sich zugehörig fühlt, sei einerseits unsere Entscheidung, andererseits auch abhängig von der Offenheit der jeweiligen Gemeinschaften, d. h. zum Beispiel von der Willkommenskultur in Nachbarschaften, der Offenheit von Freundeskreisen, oder religiösen Gruppen und Kirchen. In kleinen Lebenskreisen würden die erlebte Zugehörigkeit, die soziale Aufmerksamkeit für den anderen sowie geteilte Werte und das Gefühl von Sicherheit eine

große Rolle im Zusammenhang mit den zentralen Begriffen des Vertrauens und der Verantwortung spielen. Dem Staat komme dabei die Funktion zu, die Bedingungen zu fördern, dass Gemeinschaften entstehen und gepflegt werden können. Er trage die Verantwortung für die dazu erforderlichen Rahmenbedingungen (ebd.).

Zugehörigkeit in Sorgenden Gemeinschaften entsteht also auf verschiedenen Ebenen des Miteinanders: Angesprochen sind die Zugehörigkeit der BürgerInnen in verschiedenen lokalen und sozialen Bezügen als Mitglieder einer Sorge- und Verantwortungsgemeinschaft, die Zugehörigkeit von Dienstleistern zu Sorge-Netzwerken sowie die Verantwortlichen in den Gemeinden als Unterstützende und Taktgebende von zukunftsorientierten Entwicklungen. Die große Chance dabei ist, dass die Idee, eine Gemeinde in Richtung einer Sorgenden Gemeinschaft zu entwickeln, das Potential einer orientierenden Leitidee besitzt, hinter der jenseits von politischen Grabenkämpfen alle Parteien stehen können.

## Beteiligungs- und Teilhabe-Möglichkeiten in Sorgenden Gemeinschaften

Die in „Sorgenden Gemeinschaften“ geschaffenen Beteiligungs- und Teilhabe-Möglichkeiten unterstützen zwischenmenschliche Begegnungen und damit das „Hilfe anbieten-Können“ und „Hilfe annehmen-Können“ gleichermaßen. Wesentlich erscheint dabei, dass in einer Sorgekultur, d. h. in einer Kultur des Miteinanders, auch Personen, die auf Unterstützung angewiesen sind, zugleich Gebende und Nehmende sind. Dies, weil Menschen, die sich zu einer Gemeinschaft zugehörig fühlen, auch das Bedürfnis haben, in irgendeiner Form einen Beitrag für diese Gemeinschaft leisten zu können. Das Gefühl der Zugehörigkeit entsteht nicht zuletzt durch die Erfahrung, ein geschätztes Mitglied einer Gemeinschaft zu sein. Hier geht es darum, Formen zu finden, welche die Teilhabe möglichst vieler Menschen ermöglicht. Teilhabe verlangt nach einem Prozess, der von der individuellen Integration ausgeht und

zu einer Gesellschaft führt, in der die Vielfalt und Unterschiedlichkeit aller Menschen anerkannt wird (Reitinger et al.). Schulz-Nieswandt (2013) spricht in diesem Zusammenhang von einer „Inclusions Community“. Inklusionsgemeinschaften meinen demnach ein neues Gemeindeleben als Form eines stärker gemeinschaftlich akzentuierten interpersonalen Lebens. Dabei geht es darum, unser Leben so auszurichten, dass der andere eine maßgebliche Rolle in unserer Alltagsgestaltung und Lebensführung spielt. Sie zeichnet sich aus durch den Fokus auf den anderen, durch soziale Aufmerksamkeit, nachbarschaftliche Unterstützung, die Absicht, das Leben kooperativ anzugehen und Unterschiede und Diversität zu akzeptieren (Schulz-Nieswandt 2013).

## Grenzen überwinden

Interessant ist, dass in den Pilotgemeinden im Kanton Bern in der Schweiz auch Projekte und Kooperationen entstehen, welche nicht ausschließlich Sorge-Aufgaben für Menschen betreffen, sondern gleichzeitig auch mit andern BürgerInnen-Initiativen verbunden sind (z. B. RestEssBar, Zeitbörse, Kleider-tauschbörse). Ebenso entstehen über Institutions- und Generationen-Grenzen hinweg Kooperationen, z. B. das Engagement einer Kirchgemeinde zusammen mit einem Verein, welche zweimal in der Woche einen Mittagstisch anbieten. Letzterer ist gemäß der Ausschreibung „ein Angebot für Kinder, Jugendliche und Erwachsene jeglichen Alters – also über alle Generationen hinweg!“. Im Weiteren konnte festgestellt werden, dass insbesondere die bereichs- und generationenübergreifenden Initiativen spontan entstanden sind. Dies nicht zuletzt deshalb, weil viele Personen die Chance einer bereichs- und zielgruppenübergreifenden Zusammenarbeit erkannt haben. Oder anders gesagt, die bis jetzt mehrheitlich erfolgte Segmentierung von Angeboten als nicht sinnvoll erfahren haben. Ohnehin ist es interessant, dass die Idee, lokal (d. h. innerhalb von Gemeinden) Kulturen gemeinschaftlicher Sorge zu entwickeln, grundsätzlich verstanden und zustimmend angenommen wird.

## Eine gemeinschaftliche Sorgeskultur braucht die Beteiligung vieler

Die Entwicklung einer gemeinschaftlichen Sorgeskultur in Gemeinden entsteht, wenn es gelingt, die Sorge-Kreise und Beteiligungen zu erweitern. Das bedeutet unter anderem eine die Sorge fördernde Gesamtpolitik, die dazu notwendigen Ressourcen sowie die gerechte Verteilung der Sorge-Aufgaben. Es braucht die Beteiligung der Bürgerinnen und Bürger, welche sich aktiv an Initiativen beteiligen. Es braucht die Zustimmung der auf Unterstützung angewiesenen Menschen zu individualisierten Formen ihres Care-Arrangements.

Wesentlich erscheint auch eine minimale Steuerung der lokalen Projekt-Initiativen mittels erwünschter Kriterien für die Gestaltung von Projekten und Kooperationen innerhalb der

Sorgenden Gemeinschaften. Entsprechend sollten die unterstützten Projekte gemäß unserer Erfahrungen mindestens eines der folgenden Kriterien erfüllen:

1. generationenübergreifend
2. bereichsübergreifend
3. raumübergreifend (Zentrum-Peripherie)
4. gemischte Projektteams (Professionelle, Semiprofessionelle, zivilgesellschaftliche Organisationen, informeller Sektor der Bevölkerung)
5. Orientierung an einem gemeinsamen Thema oder das Verbinden von verschiedenen Zielgruppen und Themen
6. Moderation der lokalen Projekte mittels der Unterstützung einer mit Gemeinwesenarbeit beauftragten Person

Schulz-Nieswandt (2013) geht davon aus, dass eine Sorgende Gemeinschaft als inklusive Gemeinde nicht ohne eine soziale Gemeinde- und Stadtentwicklung auskommt und durch weitergehende Bestrebungen zur De-Institutionalisierung z. B. im Sinne der Forderung „ambulant statt stationär“ führt. Schulz-Nieswandt (ebd.) versteht inklusionsgetriebene Entwicklungen vernetzter Sozialräume als eine „kulturelle Entwicklungsaufgabe der Menschen“, die eine Veränderung von Denkstilen und Routinen des Alltags notwendig macht. Dabei werde ersichtlich, dass der anstehende soziale Wandel keine triviale Angelegenheit sei. Er weist darauf hin, dass sich bei einem Kulturwandel nicht alle Widersprüche einfach werden lösen lassen und mit Ambivalenzerfahrungen zu rechnen sei. (Schulz-Nieswandt 2013, S. 55).

Wir haben in unseren Pilotprojekten dieselbe Erfahrung gemacht. So verstanden z. B. in einer ersten Projektphase die Dienstleister soziale Netzwerke mehrheitlich im Sinne einer integrierten Versorgung, an welcher ausschließlich Professionelle beteiligt sind. Die Einbindung des informellen Sektors ist sowohl bei professionellen Dienstleistern als auch bei Freiwilligen und selbst bei unterstützungsbedürftigen Personen mit Ambivalenzen verbunden. So tun sich Menschen mit Hilfebedarf nicht selten schwer, die angebotene Hilfe von Personen anzunehmen, die nicht ihrem unmittelbaren Umfeld angehören. Umgekehrt scheuen hilfsbereite Personen deshalb oft davor zurück, ihre Hilfe anzubieten. Besonders stark scheinen die verantwortlichen GemeindepolitikerInnen die Ambivalenzen des angestrebten Wandels zu erfahren. Sie sind es, welche sich innerhalb oft gegenläufiger Erwartungen und noch nicht ausreichend vorhandener Rahmenbedingungen für die Entwicklung Sorgender Gemeinschaften engagieren müssen. Ihnen fällt die Aufgabe zu, die notwendigen Strukturen zu schaffen, um eine gemeinschaftliche Sorgeskultur auch längerfristig zu unterstützen.

Auf dem Weg zur Neugestaltung des Zusammenlebens im Sinne Sorgender Gemeinschaften gilt es einige Hürden zu nehmen. Wir sind jedoch davon überzeugt, dass es sich lohnt, diesen Weg zu gehen.

#### Literaturverzeichnis

- Freitag, Markus; Bauer, C. Paul (2014): Was uns zusammenhält: Zwischenmenschliches Vertrauen als soziales Kapital in der Schweiz. In: Markus Freitag (Hg.): Das soziale Kapital der Schweiz. Zürich: Verlag Neue Zürcher Zeitung, S. 149–179.
- Frischknecht, Katharina; Hornung, Andrea (2016): Alterspolitik im Kanton Bern 2016 Bericht des Regierungsrates an den Grossen Rat. Unter Mitarbeit von Theres Beilwald, Georg von Below, Roland Gasser, Laleh Gharatchedaghi, Andrea Hausammann, Danny Heilbronn, Karen Hofmann, Rahel Huber Vonlanthen, Lucas Kemper, Manuela Kopke, Christa Rudolf von Rohr, Anja Tschannen, Peter Widmer, Sandra Wiederkehr und Thomas Zürcher. Hg. v. Gesundheits- und Fürsorgedirektion des Kantons Bern. Gesundheits- und Fürsorgedirektion des Kantons Bern. Bern.
- Klie, Thomas (2016): Caring Community. Auf dem Weg in eine sorgende Gemeinschaft. In: Harm Peer Zimmermann und Kruse, Andreas, Rentsch, Thomas (Hg.): Kulturen des Alterns. Plädoyers für ein gutes Leben bis ins hohe Alter. Frankfurt am Main: Campus, S. 169–286.
- Klie, Thomas (2016): On the way to a Caring Community? The German debate. In: Klaus Wegleitner, Katharina Heimerl und Allan Kellehear (Hg.): Compassionate Communities. Case studies from Britain and Europe. New York: Routledge (Routledge Key Themes in Health and Society), S. 198–209.
- Kricheldorf, Cornelia; Mertens, Angelina; Tonello, Lucia (2015): Im Projekt hat sich unglaublich viel getan! Auf dem Weg zu einer sorgenden Kommune. Handbuch für politisch Verantwortliche, Gestalter und Akteure in Baden-Württembergs Kommunen. Ergebnisse und Empfehlungen aus dem Landesmodellprojekt. Hg. v. Katholische Hochschule Freiburg. Institut für Angewandte Forschung, Entwicklung. Freiburg im Breisgau. Online verfügbar unter [https://sozialministerium.baden-wuerttemberg.de/fileadmin/redaktion/m-sm/intern/downloads/Downloads\\_Pflege/Pflegemix\\_Handbuch\\_2015.pdf](https://sozialministerium.baden-wuerttemberg.de/fileadmin/redaktion/m-sm/intern/downloads/Downloads_Pflege/Pflegemix_Handbuch_2015.pdf), zuletzt geprüft am 05.06.2018.
- Lichtblau, Klaus (2000): „Vergemeinschaftung“ und „Vergesellschaftung“ bei Max Weber. Eine Rekonstruktion seines Sprachgebrauchs. In: Zeitschrift für Soziologie 29 (6), S. 423–443, zuletzt geprüft am 27.08.18.
- Reitinger, Elisabeth; Heimerl, Katharina; Fercher, Petra; Hoppe, Maria; Wappelshammer, Elisabeth; Lahner, Sarka (2015): Empowerment of Family Care Givers Living with People with Dementia. Institut Palliative Care und Organisationsethik. Alpen-Adria University Klagenfurt, Vienna, Graz.
- Reuter, Julia (2008): Gemeinschaft und Gruppen. Das Beispiel religiöser Vergemeinschaftung auf dem Weltjugendtag. In: Herbert Willems (Hg.): Lehr(er)buch Soziologie. Für die pädagogischen und soziologischen Studiengänge. Wiesbaden: VS-Verl. für Sozialwiss (2), S. 665–666.
- Schulz-Nieswandt, Frank (2013): Der inklusive Sozialraum. Psychodynamik und kulturelle Grammatik eines sozialen Lernprozesses. Studien zum sozialen Dasein der Person. Baden-Baden: Nomos.
- Thelen, Tatjana (2014): Care - Sorge. 1. Aufl. Bielefeld: Transcript-Verl. (Kultur und soziale Praxis).





**Corina Salis Gross**

Dr. phil. hist., leitet den Bereich „Diversität und Chancengleichheit“ bei Public Health Services in Bern ([www.public-health-services.ch](http://www.public-health-services.ch)). Sie lehrt und forscht am Schweizer Institut für Sucht- und Gesundheitsforschung ([www.isgf.uzh.ch](http://www.isgf.uzh.ch)) und am Institut für Sozialanthropologie der Universität Bern ([www.anthro.unibe.ch](http://www.anthro.unibe.ch)).



**Barbara Steffen-Bürgi**

Pflegewissenschaftlerin und Leiterin des Wissenszentrum, des Zentrums Schönberg, in Bern (Schweiz)

# Impressum

## **Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek**

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

## **Bibliographic information published by Die Deutsche Bibliothek**

Die Deutsche Bibliothek lists this publication in the Deutsche Bibliothek; detailed bibliographic data is available at <http://dnb.ddb.de>.

Herausgeber: Ulrich Lilie, Wolfgang Beer, Edith Droste, Astrid Giebel

## **Auf dem Weg zur Sorgeskultur**

Blinde Flecken in der alternden Gesellschaft

ISBN: 978-3-946527-26-8, © Esslingen: der hospiz verlag, 2018

Dieses Werk, einschließlich aller seiner Teile, ist durch das Urheberrecht geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtes ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar. Dies gilt insbesondere für Unterrichtszwecke, Übersetzungen sowie Einspeicherungen und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Redaktion: Wolfgang Beer, Edith Droste, Astrid Giebel

Bildnachweis: Titelfoto: © Wolfgang Beer,  
S. 103 © Silke Wernet  
S. 211 oben © Senatspressestelle Bremen, Anja Raschdorf  
alle anderen Bilder sind aus privaten Beständen

Typografie und Gestaltung: der hospiz verlag

Druckerei: Esser Print Solution, Bretten

[www.hospiz-verlag.de](http://www.hospiz-verlag.de)